

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 132.

Mittwoch, 7. Juni.

1916.

(28. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Beder (Wiesbaden).

Einen Moment ging es ihr durch den Kopf: Dann müßte doch Boris ihren Anteil herauszahlen — sie sprach das auch aus, doch Orlowsky schüttelte den Kopf: „Schwerlich, wenigstens nach dem Gesetze nicht, Stroganow ist hier wie dort der Haupterbe, durch die Unterchiebung um eine halbe Million gebracht, den genauen Text des verschwundenen Testaments kennen wir nicht, müssen auf der Basis der mündlichen Berichte meiner Gewährsleute, die außerdem untereinander nicht ganz übereinstimmen, vorgehen. Ja, wenn das Testament noch vorhanden wäre, das Vermächtnis für Sie an erster Stelle genannt und darin gesagt wäre, daß den Rest Stroganow erbe, dann läge die Sache anders. Es ist überhaupt eine verwickelte Geschichte, doch was soll ich Sie weiter mit all diesen Details quälen, die Hauptsache ist, daß Sie mich ermächtigen, vorzugehen — ich will mein Bestes tun.“

Sie sah ihn flehend an, aus ihren Augen sprach die Bitte: Hilf mir, verschaff mir mein Geld, alles andere ist mir gleichgültig.

Orlowsky erhob sich. Sie reichte ihm die Hand — kein Adieu, kein auf Wiedersehen, nur wieder die bange Bitte:

„Helfen Sie mir, daß ich das Geld bekomme.“

Als der Rechtsanwalt gegangen war, blieb Vera erschöpft auf ihrem Platte sitzen. Sie versuchte nachzudenken, sich klar zu machen, was Orlowsky gesagt, doch sie konnte sich an Einzelheiten nicht erinnern, nur das eine war in ihr haften geblieben: man hatte sie um eine halbe Million bestohlen — und noch eins — Boris ist unschuldig, auch er ist betrogen. Der einzige Fall, den sie besaßen, ihr verloren — nie würde er ihr verzeihen.

Der Geistliche Peter Petrowitsch Galachow, der Zeuge bei der Testamentsaufhebung des Generals Pastuchow gewesen und den Orlowsky aufgesucht, um ihn zu befragen, anfangs ganz im allgemeinen, als ob ihm das Testament bekannt sei, hatte erst ganz arglos Bescheid erteilt, ohne zu bemerken, daß er ausgefragt wurde, ja von selbst den Inhalt des Testaments aus der Erinnerung angegeben, zumal ihm Orlowsky erklärte, daß Verwandte des verstorbenen Generals mit dessen Verfügungen nicht einverstanden seien und hinterher versuchen wollten, einen Teil des Geldes von den Erben herauszubekommen, weshalb er einige nähere Daten sammeln müsse. Nicht wenig erstaunt war Galachow gewesen, als einige Tage später der Notar Zwanow bei ihm vorfuhr und kaum, daß er die Wohnung betreten, die Frage an ihn richtete:

„Sagen Sie mal, Peter Petrowitsch, war der Rechtsanwalt Orlowsky kürzlich bei Ihnen, hat er Fragen an Sie wegen des Pastuchowschen Testaments gerichtet?“

Noch mehr war er jedoch verwundert, als seine Antwort den Notar in große Aufregung versetzte, dieser sich fassungslos in einen Stuhl fallen ließ, als er gehört, welche Auskunft der Geistliche Orlowsky gegeben. Der

sonst so joviale Mann schien alle Beherrschung über sich verloren zu haben, denn er stöhnte, jammerte und brachte nur immer heraus:

„Mein Gott, mein Gott, was haben Sie da angerichtet?“

„Entschuldigen Sie, Alfons Zwanowitsch, ich begreife nicht — was soll ich angerichtet haben — der Advokat hat Fragen an mich gestellt, die ich beantwortet habe — warum sollte ich das nicht tun, ich sah und sehe darin nichts Schlimmes.“

Zwanow versuchte sich zu sammeln. Er fühlte, daß er auf dem besten Wege war, sich bloßzustellen, aber schließlich, wenn auch, es schien ja doch alles rettungslos verloren, denn Orlowsky hatte am Tage vorher, als er ihm die Testamentskopie zurückbrachte, frei heraus erklärt, daß er den Auftrag, gegen das Testament vorzugehen, angenommen, sich aber auf weitere Fragen, was denn eigentlich vorliege, nicht eingelassen.

Da hatte sich Zwanow heute aufgemacht und den Geistlichen aufgesucht, er mußte erfahren, ob Orlowsky diesen aufgespürt und befragt hatte. Nun hörte er von Galachow, daß er ihm alles haarklein vorerzählt hatte.

Eine Weile schwieg Zwanow, während der Geistliche, der durch sein Gebaren in Unruhe versetzt war, mit schnellen Schritten im Zimmer auf- und abging. Ein Mißtrauen war in ihm erwacht, daß mit dem Testament irgend etwas vorgegangen, da etwas nicht in Ordnung sei, und daß er, der bei Abfassung des Dokuments zugegen gewesen, in eine fatale Sache hineingezogen werden könnte, wohl gar vor Gericht erscheinen müßte.

Wenn er sich auch ganz schuldlos fühlte, mit seinem Wissen und Willen nichts geschehen war, was gegen das Gesetz verstieß, schon der Gedanke in einen unreinen Prozeß verwickelt zu werden, erregte ihn. Dabei zwang er sich nachzudenken, wie es damals gewesen, als der General auf dem Krankenbette lag, suchte sich an jedes Wort zu erinnern, was gesprochen, ob irgend etwas Außergewöhnliches vorgekommen, und plötzlich fiel ihm ein, daß er den Notar aufgefordert, den beiden Zeugen, dem Diener und der Wirtschafterin, ehe sie unterschrieben, er für die Akte, die nur Kreuze gestellt hatte, unterzeichnet, das Testament vorzulesen, Zwanow das jedoch abgelehnt hatte.

Darum mochte er das getan haben. Sollte der Notar eine bestimmte Absicht dabei gehabt haben? Wenn dies der Fall, so hatte er selbst ja, als er sich damit einverstanden erklärt, diese Absicht gefördert, also doch etwas Ungeheures getan — man konnte ihn also jetzt hinterher zur Rechenschaft ziehen.

Darüber mußte er sich Klarheit verschaffen, Zwanow mußte ihm sagen, was geschehen, dafür sorgen, daß er der Geschichte fern blieb.

Wenn er in eine solche Sache verwickelt wurde, konnte ihn ja weiß Gott was passieren!

Er war vor einem der zahlreichen Gottesbilder, die an den Wänden des Zimmers hingen, stehen geblieben,

verbeugte sich, das Kreuz schlagend, davor und flüsterte ein leises Gebet. Dann wandte er sich an Iwanow, um Erklärung zu fordern.

Der Notar hatte ihn die ganze Zeit über beobachtet, seine Aufregung und seinen Schrecken gesehen, jetzt als jener sein Gebet verrichtet, war ein Gedanke, vielleicht ein Rettungsgedanke, in ihm aufgestiegen: Er mußte den Geistlichen dazu bringen, alles, was er Orlovsky gesagt, zu widerrufen, die Sache so hinzustellen, als wenn das Testament wohl geplant, auch schon aufgesetzt war, doch der General noch während der Verhandlung die Besinnung verloren und den Tag darauf, ohne zum Bewußtsein gekommen zu sein, gestorben sei.

Iwanow fühlte selbst, daß das eine phantastische Idee sei, der er sich hingab, daß Galachow sich wohl kaum zu einer Lüge bestimmen lassen und daß das Gericht dem Widerruf kaum Glauben schenken würde, aber er mußte doch einen Ausweg finden, unversucht durfte er zu seiner Rettung nichts lassen.

Seine Blicke irrten im Zimmer umher, als suchten sie dort Rat und Hilfe. Da sah alles so einfach, ja ärmlich, aus, auch die Frau des Geistlichen, die ihm die Tür geöffnet, hatte einen gedrückten Eindruck gemacht, ein blaßes, kummervolles Gesicht. Galachow selbst ein hoch aufgeschossener, magerer Mensch mit der fahlen Gesichtsfarbe des sich schlecht Ernährenden — gewiß ging es bei den Leuten knapp her, zwei oder drei Kinder waren bei seinem Eintritt schnell in die Küche gehuscht — ein Geistlicher mittleren Grades hatte ja wohl nur ein kärgliches Einkommen — und plötzlich schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf: vielleicht ließ sich mit Geld etwas ausrichten — wenn er sich Galachow durch eine Summe gefügig machen könnte.

Das gab ihm fast seinen Mut zurück. Warum denn auch nicht — ob Geistlicher oder nicht — Geld würde jener nicht widerstehen können.

Natürlich mußte er eine größere Summe opfern.

Er war noch nicht einig mit sich, wie er es anstellen sollte, Galachow ein Gebot zu machen, als dieser dringlicher als vorher um Aufklärung ersuchte, was denn eigentlich geschehen sei, worum man ihn — vor einigen Tagen der Rechtsanwält, heute der Notar — des Testaments wegen mit Fragen bestürmte:

„Ich weiß nicht, was das alles zu bedeuten hat, Alfons Iwanowitsch — sprechen Sie doch, bitte, ich fange an zu fürchten, daß da etwas nicht in Ordnung ist, ich in eine Sache hineingezogen werden kann, an der ich keine Schuld trage, von der ich nicht einmal etwas weiß oder verstehe.“

Er war vor dem Notar stehen geblieben, hatte aufgeregt sein ihm bis auf die Schultern fallendes langes Haar zurückgestrichen und fuhr sich jetzt unausgesetzt mit der Hand über den Bart, so daß diese Bewegung Iwanow anfing nervös zu machen. Trotz aller ernstesten Sorgen, die diesen im Augenblick beschwerten, konnte er doch nicht umhin, sich vorzustellen, daß Haar und Bart eingefettet seien, der vor ihm Stehende sich damit die Finger beschmieren und ihm dann später die Hand reichen würde. Er, der seiner Körperpflege eine so subtile Behandlung widmete, empfand im voraus Grauen davor und hätte darüber fast seine gefährliche Pöge vergessen. Erst die erneute Aufforderung Galachows, ihm doch endlich Beruhigung zu geben, brachte ihn wieder in den Mittelpunkt der Gefahr, in der er sich befand, zurück.

Er stand auf und fing nun seinerseits an, im Zimmer umherzugehen. Dabei sprach er:

„Ja, Peter Petrowitsch, ich muß es offen bekennen, es ist da etwas nicht in Ordnung. Mein Bureauvorsteher hat da eine ganz kosossale Dummheit gemacht, die uns, Sie und mich, in eine fatale Lage bringen kann, denn natürlich sind wir dafür verantwortlich.“

Galachow unterbrach ihn:

„Ich verstehe nicht, ich begreife nicht, was habe ich mit Ihrem Bureauvorsteher zu tun, wie kann ich für

dessen Fehler verantwortlich sein. Wenn da etwas vorgekommen, geht doch das allein nur Sie an, ich bitte Sie, wie können Sie mich da hineinziehen wollen.“

Die ersten Worte, die der Notar gesprochen, waren ihm so zugeslogen, er hatte, als er sprach, noch keinen festen Plan, konnte den Geistlichen doch nicht noch länger warten lassen, jetzt, als ihn dieser unterbrochen, hatte er Raum für weitere Überlegung gefunden — die Idee, wie er vorwärtsgehen sollte, stand in greifbaren Umrissen vor ihm.

„Ja, mein Bester, man kann auch schuldlos in die Klemme geraten, das zeigt sich hier wieder ganz deutlich, und für Sie als Geistlichen liegt die Sache noch viel ungünstiger als für mich, denn natürlich wird alle Welt entrüstet sein, daß ein Mann der Kirche sich so etwas zuschulden kommen lassen konnte. Alle Welt wird über Sie herfallen.“

„Aber ich bitte Sie, sprechen Sie doch klar, was habe ich denn getan?“

Er vertrat dem im Zimmer Umhergehenden den Weg. In seiner gesteigerten Erregung achtete er nicht darauf, ob er höflich oder unhöflich war. Sein schnell gehender Atem traf das Gesicht des Notars, so daß dieser sein Taschentuch hervorzog und vor sich hin- und herschwenkte — eine so große Furcht hatte sich Galachows bemächtigt, daß er fähig gewesen wäre, den eleganten Herrn da vor sich mit seinen langen, knöchigen Armen an den Schultern zu packen und zu rütteln, damit dieser endlich aussprach, was geschehen war.

Iwanow fühlte, daß er nicht weiter mit bloßen Andeutungen gehen, daß er den Mann nicht noch mehr erregen dürfte, er mußte ein Ende machen. War er doch selbst, wenn er sich jetzt auch gelassen, ja fast ironisch gab, innerlich aufs äußerste erregt, begierig, zu erfahren, ob er mit seinem Plan durchdringen würde.

(Fortsetzung folgt.)



Wer immer reicher nur will werden, ist nie reich;
Wer besser werden will, ist und wird es zugleich.

„Ausgehungert!“

(Zwei Episoden.)

Und wird geschrieben: Gewiß, es geht jetzt bei uns etwas knapp her. Das wird keiner bestreiten. Aber Knappheit an Nahrungsmitteln ist noch längst nicht gleichbedeutend mit Hunger. Wie ist es denn in Wahrheit? Es ging uns doch ein bißchen reichlich gut. So gut, daß wir schon anfangen, verweicht zu werden. Und da kann es nicht schaden, daß unsere Lebensüberkultur ein wenig zurückgeschraubt wird. . . . Ich liege im weichen Gras, lasse mir die Sonne ins Gesicht scheinen und philosophiere dazu. Früher — wie lang ist es schon her? — da trug auch ich Stiefel aus weichem Leder, Hosen mit Bügelfalten, fuhr mit der Straßenbahn oder in einem Auto, aß und trank gut und reichlich. Und jetzt habe ich Stiefel an von grotesken Dimensionen, kann damit stundenlang durch den dicksten Dreck laufen, den schwarzen Tornister auf dem Rücken, esse Kommihbrot mit Marmelade mit demselben Appetit wie früher ein Duzend Austern, und bin kreuzgesund und fidel dabei. Das Übergangsstadium, he, das war nun ja gerade nicht eben allen angenehm. Aber jetzt bin ich so weit, daß ich schon mit Grauen daran zurückdenke, wenn ich wieder Zivil tragen, weiche Stiefel, Hosen mit Bügelfalten — wenn ich erst wieder . . . Ausgehungert wollen uns diese Herren Bettlern jenseits des Kanals? Daß ich nicht lache! Wir fallen da zwei kleine Episoden ein. Hier sind sie:

I.

Die Feldpost bringt mir mein Lokalblatt. Ich durchstöbere den Anzeigenteil. Plötzlich weiten sich meine Augen. Was lese ich da?

Entfettungstabletten . . .
zur gefahrlosen Entfettungskur ohne Diät
Schachtel à . . . M. Bei . . .

Ei, denke ich, wir sollen schon halb ausgehungert sein und bekommen doch noch in den Zeitungen Entfettungstabletten angepriesen! Wenn das doch die Engländer lesen

könnten! Und dazu eine Kur, bitte, ohne — Diät, meine Herren Engländer, ohne die von euch so wohlwollend angeordnete Diät! Es wird bald Zeit, daß ihr Herren Engländer euren Hochmut etwas entsetzt. Und die Diät dazu werden wir Deutschen euch schon vorschreiben. Wartet nur, balde...

II.

In einem Militär-Arresthause hinter der Front. Wiederum ist ein Trupp Gefangener eingebracht worden. Ein deutscher Militärbeamter — eine große, kräftig gebaute Figur — tritt heran, um die neue Schar zu besichtigen. Sein Hauptinteresse erregen die Engländer. Vor ihm steht ein typisches Exemplar der Herren Beefsteakesser, lang, spindeldürr. Teilnahmsvoll fragte der Militärbeamte: „Wie ist denn Ihr Befinden?“ Der Engländer erfaßt mit beiden Händen seinen Hosensaum und stemmt diesen weit von sich. „Biemlich frech entgegnete der abgemagerte Bursche: „Wenn ich so wohlgenährt wäre wie Sie, könnte ich sagen, es ginge mir gut!“ Lächelnd meint darauf der Deutsche: „Ja, mein lieber Freund, da könnt Ihr's sehen! Das sind nun die Folgen eures Auswanderungsplanes!“ (Zens. Bln.)



Aus der Kriegszeit.

Die „photographischen Lügen“ in Frankreich. Da die Franzosen für nichts eine so ausgesprochene Begabung besitzen wie für die Möglichkeit, Wahrheiten auf billige Weise zu entstellen oder tendenziöse Erfindungen glaubhaft zu machen, ist auch die sogenannte „lügenhafte Photographie“ in Frankreich außerordentlich im Schwung. Denn bekanntlich vermag man durch verschiedenerelei Kopierverfahren, durch Retouchieren, Ausschneiden und willkürliches Zusammenfügen von Teilen verschiedener Bilder fast nach Belieben photographische Abbildungen von Dingen zu bringen, wie sie niemals wirklich existierten. Solange dieses Mittel nur zur Verleumdung Deutschlands angewandt wurde, behauptete man natürlich in Frankreich, nichts von derlei photographischen Geheimnissen zu wissen. Da aber die kühn gewordenen Besitzer von illustrierten Wochenblättern und die mit ihnen zusammen arbeitenden Photographen nunmehr bereits im eigenen Lande von dieser französischen Taktik Gebrauch machen, sind die Pariser Blätter selbst gezwungen, sich gegen diesen Unfug aufzulehnen. So tadelt der „Figaro“ auf schärfste Weise die Anfertigung fälschlicher Mißhees und willkürlich zusammengesetzter Bilder, die häufig der Wahrheit geradezu ins Gesicht schlagen. So werden bekannte Persönlichkeiten auf photographischem Wege verleumdet oder willkürlich verhöhnt. Wenn man z. B. einen offenkundigen Streit zwischen zwei Politikern aus der Welt schaffen möchte, bringt man eine gefälschte Photographie, auf der man die beiden Feinde lächelnd Arm in Arm über einen Boulevard wandeln sieht. „Die Phantasie“, bemerkt der „Figaro“, „ist stets eine der reichsten französischen Tugenden gewesen. Aber es gibt Augenblicke, wo auch sie sich in das Gegenteil verwandelt!“

C. K. Die Sommerzeit-Wäsche in England. In keinem Lande werden alle Begleiterscheinungen des Krieges ausnahmslos so eifertig von der Geschäftswelt ausgenutzt wie in England. Schon ein flüchtiger Blick auf die Anzeigenseite eines Londoner Blattes läßt über die Skrupellosigkeit staunen, mit der die Londoner Konfekte sich auf die geringste Gelegenheit stürzen, um die Kriegsstimmung jederzeit auf ihre Weise zu gebrauchen. So wirkte selbst die Einführung der Sommerzeit befruchtend auf die erfindungsreiche Phantasie der Londoner Geschäftswelt, und die neueste Überraschung im Anzeigenteil der „Daily Chronicle“ besteht in einer in Nieserbuchstaben gedruckten Reklame, die allen patriotischen Bürgern Großbritanniens dringend den Kauf der „neuen und konkurrenzlosen Sommerzeit-Wäsche“ anempfiehlt. „Wie können Sie“, heißt es in dieser zumindest originellen Reklame, „die durch Einführung der Sommerzeit gerettete Stunde am Sonnenschein genießen, wenn Sie selbst in dieser Zeit die die Gesundheit fördernden Strahlen der Sonne durch ungeeignete Wäsche von ihrem Körper abhalten? Wenn Sie von der Sommerzeit wirklich einen Genuß haben wollen, müssen sie die Sommerzeit-Wäsche tragen, die ebenso leicht, kühl, wie billig ist und die Sommerzeit erst wirklich für die Nation wertvoll zu machen vermag!“

Anna Schramm, die „furchtbar Netze“. Durch mehr als ein halbes Jahrhundert hat Anna Schramm, die nunmehr dahingegangene Altmeisterin des deutschen Theaterhumors, eine volkstümliche Beliebtheit genossen, wie sie selbst einem

Bühnenstern selten zuteil wird. Schon das sechsjährige Mädchen, das vor 70 Jahren die weltbedeutenden Bretter zum erstenmal betrat, war ein Liebling des Publikums, und als die Sechzehnjährige dann ihre Bühnenlaufbahn begann, erweckte sie überall Entzücken und Heiterkeit. Die Geburtsstätte ihres Ruhmes und ihrer Volkstümlichkeit aber war das Wallner-Theater, an dem sie in der Hochblüte dieser Bühne mit Helmerding zusammen dem Berliner Humor die Welt eroberte. Damals erhielt die Schramm den ständigen, ihr Wesen wie ihre Beliebtheit charakterisierenden Beinamen die „furchtbar Netze“, nach ihrem Schlagwort in einem Schwanke, in dem sie als Friseurtochter ihren Bräutigam immer „furchtbar nett“ nannte. Auf ihren Gastspielreisen durch ganz Deutschland erntete sie nun Triumphe, wie sie nur in dieser theaterbegeisterten Zeit möglich waren. So berichtet z. B. eine Kritik aus Königsberg vom Jahre 1868: „Trotz des Notstandes überfüllte Häuser mit geräumtem Orchester, zahllose Herborrufe in und nach den Akten, vom Publikum stürmisch verlangte Tusch, reiche Blumenpenden und Lorbeerkränze, Serenaden und Straßenständchen mit öffentlichen Anreden und allgemeinen Hochs und was die Dankbarkeit und der Kunstenthusiasmus sonst noch alles erinnern können.“ Und dann wird sie folgendermaßen gefeiert: „Anna Schramm ist die erste in ihrem Fache, sie ist unbestritten die hervorragendste deutsche Soubrette, die unsere Zeit geschaffen hat, ja, noch mehr: Anna Schramm ist ein souveränes Genie im Gebiete der dramatischen Genremalerei. Sie hat eine eigene Schule gegründet und ist dadurch das berühmte Spree-Original geworden, dessen kunsthistorische Tragweite erst recht durch die zahlreichen Kopien, die es gezeugt hat, in die Augen springt.“ Selbst in Wien, wo sie 1885 erschien, ward ihre mit Spreewasser getaufte Kunst zu einem Ereignis allerersten Ranges. Anna Schramm war eben nicht bloß eine gute Soubrette, eine vortreffliche Komikerin, sondern die einzigartige Verkörperung jenes Alt-Berliner Humors, den sie noch in die zu anderen Göttern betende Weltstadt hinübergerockt hatte. So ist sie die „furchtbar Netze“, wie der Volksmund sie getauft hatte, auch dann geblieben, als sie vom Wallner-Theater zum königlichen Schauspielhaus übergang und ihre lebenslange Heiterkeit in der Herbstesonne ihres köstlichen Alters leuchten ließ.

Wie Paul Ehrlich Robert Koch kennen lernte. Der berühmteste Fachgenosse Robert Kochs, dessen Denkmahl jetzt in Berlin enthüllt worden ist, war wohl Paul Ehrlich, der Entdecker des Salvarsans. In persönlichen Erinnerungen an den großen Forscher, die das neueste Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden „Deutschen Revue“ veröffentlicht, erzählt Martha Schiff mit Ehrlichs eigenen Worten, wie er Robert Koch zuerst kennen gelernt hat. „Ich arbeitete“, so berichtete er, „als Student in Breslau unter meinem Vetter Karl Weigert. Da empfing Weigert Kochs Besuch und stellte mich ihm mit den Worten vor: „Das ist mein kleiner Vetter Ehrlich, ein sehr tüchtiger Mensch, aber ein Examen wird er nie machen.“ Die beiden großen Gelehrten haben später noch oft über diesen Anfang ihrer Bekanntschaft geredet und über die damit verknüpfte Voraussetzung, die nicht in Erfüllung ging. Freilich, ein eigentlicher Examenmensch war Ehrlich nicht; er wußte von Anfang an genau, was er wollte, und hatte daher für die zum Examen notwendigen Kenntnisse wenig Interesse. „Ich bin praktisch“, bekannte er, „ich habe immer nur gelesen, was mir nützen konnte; ich erkannte sofort, was aus einem Buch für mich herausspringt. Im zweiten Semester wußte ich meinen Weg; schon damals schlug ich die Nüchternheit der Therapie ein, die ich noch jetzt habe. Ich verfolgte nur meine eigenen Gedanken und ging nicht mehr ins Kolleg; durch die Examina mogelte ich mich so durch. Ich fragte nie, was im Augenblick getrieben wurde; die Unterströmung muß man erkennen, das ist die Hauptsache.“ Soll doch sogar schon der achtjährige Knabe in seiner Heimatstadt Strehlen zum Apotheker gegangen sein, um sich Hustenbonbons nach eigener Vorschrift machen zu lassen. So steht die Neigung zum Experiment schon am Beginn seines Lebens. Auf der Höhe seines Schaffens hatte er seine Arbeitsweise freilich so ausgebildet, daß er sich in seinem Institut so weit als möglich auf die Leistungen der Einzelforschungen beschränkte, und er betonte ausdrücklich, daß Koch im Gegensatz zu ihm alles selbst ausgeführt habe. Ihm lag daran, die großen epochemachenden Gedanken, die ihn unablässig beschäftigten, möglichst rasch in die Praxis umzusetzen. Um sich wenigstens zeitweise von den großen Problemen, an deren Lösung sein Geist beständig

arbeitete, abzulenken, las er Bücher mit starker äußerlicher Spannung, hauptsächlich Detektivromane. Auch das Anhören von ganz leichter Musik verschaffte ihm Erholung. So stellte er sich in jüngeren Jahren eine Zeilang zweimal wöchentlich einen Leiterkastenmann an seine Arbeitsstätte, um den Klängen der Drehorgel zu lauschen, und abends mußte ihm seine Frau anmutige Weisen vorspielen. Er äußerte, daß er diesen musikalischen Abendunterhaltungen viele gute Einfälle für seine Arbeiten verdanke. Am Samstag aber ließ er sich nichts vorspielen; denn an diesem Abend wartete er mit Spannung auf die neueste Nummer aus einer Folge von Detektivromanen, ein dünnes, billiges Heftchen mit aufregendem Titelbild, das unerhörte Schauerlichkeiten versprach.

C. K. Die „Ulmer Faust“. Der hingebenden Zusammenarbeit von Ärzten, Technikern und Mechanikern der Orthopädie ist es zu danken, daß der leider so notwendig gewordene künstliche Ersatz von Gliedmaßen schon heute eine außerordentliche Höhe der Vollkommenheit erreicht hat. Soweit es überhaupt möglich ist, natürliche Gliedmaßen durch Kunstmittel praktisch zu ersetzen, wurde bereits Großes geleistet, und noch immer ist man in allen beteiligten Kreisen unermüdlich tätig, um Verbesserungen auf Verbesserungen durchzuführen. Bei Herstellung der Armprothesen konnte man bisher zweierlei Gattungen unterscheiden, nämlich die rein praktischen Arbeitsarme und die kosmetischen Arme, die sich bei besserer Wahrung der sichtbaren Form nur für leichtere Tätigkeit eignen. Die Versuche, Armprothesen zu konstruieren, die sowohl der schweren Arbeit als auch der differenzierteren Beschäftigung dienen, scheinen hingegen weniger vorteilhaft zu sein, da der Kunstarm für schwere Arbeit größere Kraftproben aushalten muß, während der Arm für Schreiber, Maler usw. eine leichtere Konstruktion haben soll. Eine neue und hervorragende Verbesserung auf dem Gebiete der Prothesen zum Gebrauch von Handwerkern aller Art stellt der von dem Orthopädie-Mechaniker Ulrich herfertigte Arbeitsarm, genannt „Ulmer Faust“, dar, auf dessen Bedeutung Generalarzt Dr. von Burg in der Feldärztlichen Zeilage zur Münchener Medizinischen Wochenschrift hinweist. Die wichtigste Neuerung dieser Arbeitsprothese ist darin zu suchen, daß der Griff des jeweils zu gebrauchenden Arbeitswerkzeuges in einen den Flaschenverschlüssen ähnlichen Hebelmechanismus durch ein widerstandsfähiges Band festgehalten wird. Vermöge dieses Bandes, das meist aus Leder besteht, wird der Handgriff der Schaufel, Sense oder Hade gegen eine stumpfwinklig gebogene Metallplatte gedrückt und so sicher festgehalten, daß auch die schwerste Arbeit ohne besondere Rücksichtnahme auf die Konstruktion mit vollem Kraftaufwand ausgeführt werden kann. Eine andere wertvolle Anordnung der „Ulmer Faust“ besteht darin, daß eine zwischen den Arbeitsansatz und den Arm selbst eingeschaltete Spiralfeder die Wirkung der Stöße auf den oberen Teil des Kunstarms abschwächt und so die mit der Zeit schädliche Erschütterung des Stumpfes derart vermindert, daß keinerlei gefahrbringende Überanstrengung des Stumpfes zu befürchten ist. Da an Stelle des sonst üblichen Kugelgelenkes ein Scharniergelenk getreten ist, sind die Bewegungen bei freigestelltem Gelenk nur in einer ganz bestimmten Ebene nötig und daher außerordentlich sicher. Schließlich ist zu bemerken, daß die Festigkeit und Einfachheit der ganzen Konstruktion nur in seltenen Fällen Reparaturen notwendig machen dürfte, was eine fast ungestörte Aufrechterhaltung der Tätigkeit der Amputierten gewährleistet.

Ein Ausläufer des mitteldeutschen Sprachgebietes in Belgien. Von den drei Gegenden im belgischen Ostgrenzgebiet, die als deutscher Sprachboden, sozusagen als Vorläufer des deutschen Sprachgebietes anzusprechen sind, ist das deutschsprachige Gebiet in der belgischen Provinz Luxemburg für den Forscher darum an interessantesten und bedeutungsvollsten, weil es ganz zweifellos dem mitteldeutschen Sprachgebiet organisch zuzählen ist. Dieses Gebiet, das P. Langhans in „Petermanns Mitteilungen“ als die westlichste Spitze des mitteldeutschen Sprachbodens bezeichnet, der im Osten an die obere Oder zwischen Oppeln und Brieg grenzt, umfaßt eine Stadt, siebenzehn Gemeinden und zwei „Sektionen“ genannte Teildörfer des Arrondissements Arel (Arelon) und ist mundartlich dem Moselfränkischen zuzurechnen, das im Großherzogtum Luxemburg, an der unteren Mosel und Saar ge-

sprochen wird. Als Schriftsprache ist das Neuhochdeutsche gebräuchlich. Wenngleich das letztere zu den drei amtlich anerkannten Landessprachen Belgiens gehört, müssen die deutschen Gemeinden sich im Verkehr mit den Staatsbehörden der französischen Sprache bedienen. Gesetzliche, aber nicht angewandte Rechte der deutschen Sprache zu verteidigen und neue zu erkämpfen, vor allem aber auch die Liebe zur Muttersprache lebendig zu erhalten, wurde 1895 zu Arel der „Deutsche Verein zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschredenden Belgien“ gegründet. Dem deutschen Sprachgebiet gehören nicht die ganzen Gemeinden an, da innerhalb des Gebietes eine Anzahl Gemeinden französischsprachige Bevölkerung haben und in einigen die flämische Sprache vorherrscht. Inwieweit sich die Stammesdeutschen mit den Deutschsprachigen decken, ebenso wie die Franzosen mit den Französischsprachigen, ist schwer zu sagen. Doch darf man ohne allen großen Fehlgrieff wohl behaupten, daß nur in Ausnahmefällen eingewanderte Wallonen sich des Erlernens der deutschen Sprache befleißigen. Wer meist Deutsch spricht, darf ohne weiteres als deutschen Stammes angesehen werden, doch auch unter denen, die lediglich sich zur Kenntnis der deutschen Sprache bekannnten, werden die meisten deutschen Geblüts sein, die erst durch Bildungsgang und Lebensstellung zur Erlernung der französischen Sprache gelangten. Wenn man die Zählungen von 1900 und 1910 miteinander vergleicht, so sind im Jahrzehnt 1900 bis 1910 gewachsen die nur Deutschsprachigen um 6 v. H., die Deutsch- und Französischsprachigen aber um 34 v. H., während die „Anderssprachigen“ (meist kleine Kirbur) sich vermehrt um 21 v. H., die Gesamtbevölkerung nur um 12 v. H. Ob sich dieses deutsche Sprachgebiet in früherer Zeit auch auf jetzt französische Grenzgemeinden erstreckte, konnte bisher noch nicht endgültig festgestellt werden.

Rhabarber. Schon vor dem Kriege konnte man die Beobachtung machen, daß, sobald die Äpfel gegen Ausgang des Winters auf dem Markte seltener und teurer wurden, sich sofort für die Bedürfnisse der Küche zur Herstellung eines nicht minder wohlschmeckenden und beförmlichen Kompotts die ersten Rhabarberstengel zum Ersatz einstellten. Und so ist dies glücklicherweise auch jetzt der Fall. Die gegenwärtig auf den Märkten, in den Feinkostgeschäften und in den Gemüsehandlungen feilgebotenen Stengel der Rhabarberpflanze bilden einen willkommenen Zusatz zu unserer Kriegskost; sie sind natürlich teurer als die im Frühjahr vom Freiland geernteten Rhabarberstengel, weil sie in besonders dazu geeigneten frostfreien Räumen künstlich getrieben werden müssen, dafür aber sind sie auch zarter und milder als diese und geben auch mehr aus, da sie gewöhnlich nicht vor der Zubereitung geschält zu werden brauchen. Es ist merkwürdig, daß man bei uns in Deutschland erst verhältnismäßig spät die Vorzüge des aus den Rhabarberstengeln zubereiteten Kompotts zu schätzen gelernt hat. Während in England, Frankreich und Amerika die Verwendung der dicken fleischigen Blattstiele dieser Pflanze schon seit einer Reihe von Jahren in der Küche allgemeine Verbreitung gefunden hatte, konnte man sich bei uns nicht so leicht mit ihnen befreunden. Dies mochte wohl seinen Hauptgrund darin haben, daß man anfänglich die bekannten medizinischen Eigenschaften der Rhabarberwurzel auch auf den Rhabarberstengel übertrug. Heute ist dies Vorurteil längst überwunden. Man weiß, daß die Wurzel und der Stengel dieser Pflanze ganz verschiedene Wirkungen ausüben, und das Rhabarber-Kompott erfreut sich einer stets wachsenden Beliebtheit. Der aromatisch herzhafte Fruchtgeschmack des Rhabarbers erinnert sehr an den der Stachelbeere; man hat ihn daher auch den Vorläufer der Stachelbeere genannt. Der Rhabarberstengel hat aber vor der unreifen Stachelbeere den bedeutenden Vorteil voraus, daß seine Zubereitung nicht im entferntesten die großen Zudermengen erfordert, die diese bedarf. Jedenfalls hat der Rhabarberstengel auch nach dem Erscheinen der grünen Stachelbeere auf dem Markt seinen Wert, und seine Verwendung empfiehlt sich dann gerade erst recht, weil er erfahrungsgemäß um diese Zeit erheblich billiger zu werden pflegt. Man stellt aus seinem Saft auch einen sehr wohlschmeckenden und beförmlichen Wein her, den Rhabarberwein, der sich getrost mit allen anderen Fruchtweinen messen kann und nicht mit dem medizinischen Präparat gleichen Namens, zu dem ein Extrakt der Rhabarberwurzel verwendet wird, verwechselt werden darf. Die Heimat der Rhabarberpflanze sind die Gebirgsgegenden von China und Tibet, sie wuchs aber schon im Altertum an den Ufern der Wolga in Südrussland und kam von dort zu den Griechen und Römern. Die Griechen benannten sie mit dem Namen Rha, den sie der Wolga gegeben hatten, und die Römer verzeihen diese Bezeichnung mit dem Zusatz barbarum, d. h. ausländisch, oder sie nannten die Pflanze einfach Rheum, eine Bezeichnung, die sich jetzt noch in dem botanischen Namen der Pflanze erhalten hat.